

Gottesdienst am 11. Sonntag nach Trinitatis, 16. August 2026,
10 Uhr, Christuskirche Rom

Prof. Dr. Jens Schröter
Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

Predigt über Lukas 18,9-14

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag, liebe Gemeinde, ist eine Erzählung über Gerechtigkeit und Selbstgerechtigkeit. Im Gleichnis aus dem Lukas-evangelium, das wir vorhin in der Lesung des Evangeliums gehört haben, stellt Jesus die gängigen Vorstellungen davon, wodurch wir vor Gott gerecht werden, auf den Kopf. Der Pharisäer ist überzeugt, dass er alles richtig macht in seinem Leben. Der Zöllner dagegen weiß, dass er vor Gott als Sünder dasteht. Dann aber kommt es anders. Der Zöllner geht gerechtfertigt davon, der Pharisäer dagegen nicht. Die Szene spitzt sich außerdem dadurch zu, dass sich der Pharisäer über den Zöllner erhebt. Er hält sich für besser als dieser, dankt Gott dafür, dass er nicht so ist wie dieser. Er ist selbstgerecht, wie Pharisäer eben sind. Und so scheint das Gleichnis zu bestätigen, was wir ohnehin schon wissen: Pharisäer sind selbstverliebte Leute, die viel von sich und wenig von anderen halten. Wahre Gerechtigkeit ist bei ihnen bestimmt nicht zu finden.

Bevor uns nun aber zu schnell mit dieser Gewissheit begnügen, müssen wir zunächst einmal eine Pause einlegen und uns fragen: Wer waren eigentlich die Pharisäer? Warum kommen sie hier und in vielen anderen Texten des Neuen Testaments so schlecht weg? Die Pharisäer waren eine jüdische

Gruppe zur Zeit Jesu, die sich besonders um die Auslegung des jüdischen Gesetzes bemühten. Daran ist nichts verkehrt. Jesus hat das auch getan. Beiden ging es dabei darum, ein Leben nach dem Willen Gottes zu führen. Sie waren sich aber nicht immer einig, wie genau das aussehen soll. Und so kam es zu Auseinandersetzungen darüber, wer im Recht ist und wer nicht. Die Pharisäer sollten darum nicht vorschnell als selbstgerecht und heuchlerisch verurteilt werden, denn das waren sie bestimmt nicht. Auch im Gleichnis wird das nicht gesagt. Die Pointe ist vielmehr, dass der Pharisäer, der sich genau an die Gebote hält, dennoch nicht gerecht aus dem Tempel geht, anders als der Zöllner. Das negative Klischee von den Pharisäern als Selbstgerechten und Heuchlern sollten wir also nicht zu schnell durch das Gleichnis bestätigt sehen. Es geht dort vielmehr darum, woher die Gerechtigkeit kommt, mit der wir vor Gott bestehen können, und woher nicht. Können wir uns auf uns selbst verlassen, darauf, was wir im Leben erreicht und geleistet haben – oder müssen uns eingestehen, dass wir fehlbare, unvollkommene Menschen sind? Und so finden wir uns schnell selbst in der Situation des Pharisäers wieder, denn schließlich versuchen wir ja alle, uns an die Gebote zu halten und ein Leben nach Gottes Willen zu führen.

Die Frage, woher unsere Gerechtigkeit kommt, worauf wir unser Leben gründen können, ist von zentraler Bedeutung für alle Menschen, die ihr Leben in Verantwortung vor Gott führen. Die Bibel erzählt immer wieder davon, dass Menschen nicht aus sich selbst heraus vor Gott bestehen können. Vor Gott können wir nur treten in der Hoffnung, dass er selbst uns gerecht spricht, uns unsere Sünden vergibt, uns trotz unserer Unzulänglichkeiten nicht verwirft. Aus dieser Einsicht heraus hat Martin Luther im 16. Jahrhundert seine reformatorische Entdeckung formuliert. Grund genug also, am heutigen Sonntag darüber nachzudenken, was es bedeutet, dass unsere Gerechtigkeit von Gott kommt und nicht aus uns selbst.

Schauen wir auf die biblischen Texte, die wir in den Lesungen gehört haben, scheint klar und eindeutig zu sein, wie das gemeint ist. Dort werden diejenigen kritisiert, die mit ihrer Selbstgerechtigkeit gegen Gott und seine Gebote handeln. David wird von Nathan überführt. Er meint, den Mann aus dem Gleichnis verurteilen zu können, das Nathan ihm erzählt. Und unversehens fällt das Urteil auf ihn selbst zurück: Du bist der Mann, hält ihm Nathan vor! Du hast dich auf Kosten eines anderen bereichert. Du hast Uria an die Front geschickt, damit er dort umkommt, und du dir seine Frau nehmen kannst. Du bist nicht besser als der Mann im Gleichnis, der den Armen um sein einziges Schaf bringt, obwohl er selbst mehr als genug hat.

Das Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner geht in dieselbe Richtung. Der Pharisäer ist selbstgerecht. Er dankt Gott, dass er nicht so ist wie dieser Zöllner dort. Der Pharisäer ist fromm, der Zöllner dagegen ist sich bewusst, dass er ein Sünder ist. Und wie lautet das Fazit, das Jesus zieht? Der Zöllner geht gerechtfertigt davon, der selbstgerechte Pharisäer dagegen nicht. So kann es kommen, wenn man sich selbst gerecht dünkt.

Die Selbstgerechten – das sind natürlich immer die anderen. Schnell sind wir dabei, diese Texte so zu verstehen. Natürlich sind wir nicht wie David oder wie der Pharisäer. Wir stehen auf der anderen, der richtigen Seite. Ist das aber wirklich so? Oder ist ein solches Urteil schon der Anfang der Selbstgerechtigkeit? Den Demütigen gibt Gott Gnade, heißt es im Wochenspruch. Die Demütigen – das sind die, die auf Gott vertrauen und sich nicht selbst für gerecht halten. Die nicht auf andere herabschauen und sich über sie erheben. Wiederum finden wir uns schnell in der Rolle Davids in der Geschichte aus dem Alten Testament oder des Pharisäers aus dem Lukasevangelium wieder.

Schauen wir etwas genauer auf das Gleichnis, das Lukas erzählt. Das Vertrauen darauf, die Gebote zu befolgen, so wird dort erzählt, führt nicht dazu, dass der Pharisäer als Gerechter von dannen geht. Er steht mit leeren Händen vor Gott, genau wie der Zöllner, obwohl er doch meinte, auf der sicheren Seite zu stehen. Was ihm fehlt, so erzählt es das Gleichnis, ist das Verständnis der eigenen Unzulänglichkeit. Das ist eine ziemliche Provokation. Die Einsicht, dass wir nur aus Gottes Gnade gerecht gemacht werden und nicht aus uns selbst, ist nicht einfach eine Binsenweisheit, auch wenn sich das für uns manchmal so anhören mag. Sie hinterfragt unser gängiges Selbstverständnis und auch dasjenige der christlichen Kirche. Martin Luther hat das in seiner Zeit energisch ins Zentrum gerückt. Die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift führt ihn dazu, die Rechtfertigung allein aus Glauben als den Kern christlichen Glaubens und Lebens zu verstehen. Diese Einsicht war für Luther gleichsam der Schlüssel, um die Bibel aufzuschließen, ihren Inhalt in prägnanter Weise auf den Punkt zu bringen. Für Luther gab es in der Bibel Sätze, die eine Leitfunktion besitzen, die diesen Inhalt besonders klar zum Ausdruck bringen. „Kernstellen“ heißen diese Sätze darum in der lutherischen Tradition. In Lutherbibeln sind sie häufig hervorgehoben, um das Zentrum der biblischen Botschaft sichtbar zu machen.

Die Bibel ist für Luther also kein Buch, in dem ein Text so wichtig ist wie der andere. Sie ist auch kein Buch für Fundamentalisten, die am Wortlaut kleben und meinen, wenn man die Bibel wörtlich nimmt, sei sie schon richtig verstanden. Sie ist erst recht keine Spielwiese für Ideologen, die in der Bibel wiederfinden, was sie schon immer wussten und die sich die Texte so zu rechtbiegen, dass sie am Ende das sagen, was sie sagen sollen.

Nein, für Martin Luther hat die Bibel ein klar zu benennendes Zentrum, einen Maßstab, an dem die einzelnen Schriften gemessen werden. „Christum treiben“ oder auch „Christum lehren“ nannte er das; und er scheute sich nicht, Bücher an den Rand der Bibel zu verweisen, bei denen das seiner Meinung

nach nur wenig oder gar nicht der Fall ist. Für Luther war die konsequente und energische Betonung der Gerechtigkeit aus dem Glauben von ganz besonderer Bedeutung. Mit der Betonung der Rechtfertigung aus Glauben, ohne des Gesetzes Werke, hat Luther entschlossen und voller Leidenschaft ins Zentrum gerückt, was die Kirche den Menschen zu sagen und wofür sie einzustehen hat. Die biblischen Texte des heutigen Sonntags bringen das in aller Klarheit zum Ausdruck.

Der Mensch wird dadurch gerecht, dass er seine eigene Unvollkommenheit erkennt. In unserem Gleichnis tut das der Zöllner. Er, von dem man erwarten würde, dass er sich auf sich selbst verlässt und sich um Gott wenig schert, ausgerechnet er bekennt im Gebet zu Gott, dass er ein Sünder ist. Der Pharisäer und der Zöllner in unserem Gleichnis stehen darum für Typen gegensätzlichen Verhaltens. Wir könnten heute vielleicht einen gewissenhaften Christen und eifrigen Kirchgänger auf der einen, einen erfolgreichen Manager, der sein Leben an Aktienkursen und Dividenden orientiert und sich nur selten in einen Gottesdienst verirrt, auf der anderen Seite, an deren Stelle setzen. Wir sollten uns fragen, wo wir dazu neigen, unsere eigenen Verdienste und Erfolge als dasjenige zu betrachten, worauf wir uns verlassen. Genau dies wird im Gleichnis aus dem Lukasevangelium infrage gestellt. Es stößt uns darauf, dass wir oftmals sehr schnell dabei sind, unsere gutgemeinten und oftmals auch tatsächlich guten Taten als die Grundlage des Lebens zu verstehen, das wir vor Gott führen. Auch der Pharisäer im Gleichnis macht ja nichts falsch, sondern im Grunde alles richtig. Er tut das, was man von einem Menschen erwartet, der sein Leben in Ehrfurcht vor Gott führt. Er fastet regelmäßig, gibt den Zehnten, hält sich an die Gebote. Das ist keineswegs eine nur äußerliche oder gar heuchlerische Frömmigkeit. Der Pharisäer lebt vielmehr gottesfürchtig und verantwortungsvoll. Kein Wunder, dass er den Zöllner, als er ihn im Tempel erblickt, als das Gegenmodell zu sich selbst betrachtet. Denn der Zöllner tut das alles nicht. Umso

überraschender ist der Satz Jesu, mit dem das Gleichnis endet: Der Zöllner, der seine eigenen Sünden bekennt, geht als Gerechter von dannen, der Pharisäer, der alles getan hat, um vor Gott ein gerechtes Leben zu führen, dagegen nicht. Derjenige, der bekennt, dass seine Gerechtigkeit nur von Gott kommen kann, hat etwas Entscheidendes verstanden, das dem Pharisäer in unserer Geschichte fehlt. Natürlich will das Gleichnis damit nicht sagen, dass der Pharisäer damit aufhören soll, ein gottesfürchtiges Leben zu führen – oder dass wir damit aufhören sollen, unseren Glauben in gelebte Praxis umzusetzen. Alles, was wir tun in unserer Gemeinde, um anderen zu helfen, um unser Leben daran auszurichten, was uns die Bibel lehrt, all das wird mit dem Gleichnis in keiner Weise ins Unrecht gesetzt. Das Gleichnis lehrt uns vielmehr, dass wir uns darauf nicht allein verlassen dürfen, sondern dass wir Gott um sein Erbarmen bitten sollen für all das, worin wir uns verfehlt haben, wo wir anderen etwas schuldig geblieben sind. Dass wir uns als unvollkommene Menschen erkennen sollen, auch und gerade in unserem Bemühen um ein gerechtes und gottesfürchtiges Leben; dass wir uns unserer Begrenztheit bewusst werden. Wir verfehlen uns immer wieder, tun Dinge, die uns im Nachhinein leidtun, leben nicht so, wie wir es eigentlich tun sollten. Wir alle wissen das und können uns doch nicht vollständig aus dieser Situation befreien.

Dass unsere Gerechtigkeit von Gott kommt, nicht durch unser Tun – das bedeutet also nicht, dass unser Tun nicht wichtig wäre. Gemeint ist vielmehr: Wir leben aus der Gnade Gottes, die uns von unseren Sünden freispricht. Wir sind von Gott angenommen, mit all unseren Fehlern und Schwächen. Das gilt für den Zöllner genauso wie für den Pharisäer, für den Reichen genauso wie für den Armen, für den Erfolgreichen genauso wie für den, der keine große Karriere vorzuweisen hat. Das ist die befreiende Botschaft des Evangeliums: Alles Gute, das wir im Namen unseres Glaubens bewirken, das Engagement und der Einsatz für die Sache Gottes, all das ist nicht die

Voraussetzung dafür, dass wir von Gott angenommen werden, sondern es *folgt daraus*. Wir dürfen leben aus der Freiheit, dass Gott uns nicht bei unseren Fehlern und Schwächen behaftet. Dass er uns dazu befähigt, voller Freude und Energie in seinem Namen zu wirken, in unserer Gemeinde, unserer Stadt, unserer Familie.

Das Evangelium ist die Botschaft von der Würde jedes Menschen, die darauf gründet, dass er Gottes Geschöpf und durch seine Gnade gerettet ist. Die Verankerung der Achtung und des Schutzes der Menschenwürde in der Charta der Grundrechte der Europäischen Union ist darum nicht zuletzt eine Konsequenz aus dem christlichen Menschenbild.

Zum gelingenden Leben, zum heilvollen Miteinander von Menschen mit verschiedenen Lebensgeschichten und aus unterschiedlichen Kulturen führt darum das, was der Wochenspruch als Demut vor Gott bezeichnet. Dass wir von Gott angenommen sind, so wie wir sind, entlastet von der Angst, unser Leben könnte misslingen, weil wir nicht genug bekommen, nicht alle Chancen ergreifen, die sich bieten. Als Christen wissen wir uns gerufen zur Freiheit der Kinder Gottes. Wir wissen uns gegründet auf dem einzigen Grund, der gelegt ist: Jesus Christus. Wir sind gewiss, dass nichts uns trennen kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.